

hier die Ausgabe einen Druckfehler; statt T: Fig. 4 muss es wohl heissen T: Fig. 41.

Ebenso sind die übrigen Texte nachzulesen, wobei unser wesentlichstes Ziel natürlich sein muss, zu prüfen, ob sie nicht nur so gelesen werden können, wie S. angibt, sondern notwendig so gelesen werden müssen. Die Rhythmisierung sprachlicher Gebilde ist ja nicht mit einer Möglichkeit erschöpft (lehrreiche Beispiele jetzt bei Heusler, Deutsche Versgeschichte I § 85), und der Sagversrhythmus stellt gewiss für viele Texte eine solche Möglichkeit neben andern dar. Eine Entscheidung zwischen verschiedenen Möglichkeiten ist nicht immer leicht; für Sievers hat dabei ausser den genannten Kurven auch die Stimmqualität ein grosses Gewicht, die zu erkennen mir das Organ fehlt. So kann ich auch z. B. nicht einsehen, weshalb beim „metrischen“ Teil des Wessobrunner Gebets der Sagversrhythmus besser sein soll als die früher von uns angewandte Vortragsform, die nun auch wieder von Heusler § 186 in recht eindrucksvollem Schema reproduziert wird.

Auch sonst habe ich mancherlei Bedenken. Bei dem Zustand der Ueberlieferung unserer ahd. Denkmäler scheint es mir befremdlich, wie fast restlos alles bei der Sagversrhythmik aufgeht, nicht nur im Muspilli und Hildebrandslied, sondern auch in den so stark korrumpierten Sprüchen; man vergleiche etwa Nr. 9 *ad caducum morbum* oder Nr. 26 *contra rehin*. Dass in Nr. 23 *ad equum infusum* sich der Sagversrhythmus nach Sievers' Angabe sogar auf die Anweisungen erstrecken soll, scheint vollends ungläublich.

Beim Wessobrunner Gebet unterscheidet Sievers fünf Abschnitte: A—D die alliterierenden Teile, E das Gebet; in allen erkennt er Sagverse. Alle fünf sind verschieden in der Stimmqualität, während mit Personal- und Taktfüllungskurve nur D ganz allein steht; A B C E zeigen zum Teil in P, zum Teil in T Uebereinstimmung, B und E sind in P und T gleich. Es ergibt sich also, dass — soweit die Sieversschen Charakteristika in Betracht kommen — die Unterschiede zwischen den einzelnen „metrischen“ Teilen grösser sind als der Unterschied zwischen B und der „Prosa“ E; die Verwendung bzw. die Nichtverwendung der Alliteration wäre nach Sievers das einzige durchgängige Unterscheidungsmerkmal zwischen A—D einerseits, E andererseits. Soll nun wirklich der doch von jedem bei der Lektüre empfundene Riss zwischen A—D und E lediglich auf dieser Aeusserlichkeit beruhen, nicht auf der grundsätzlichen Verschiedenheit des Baues: dort Verse, hier Prosa, wie wir bisher zu lesen gewohnt waren?

Auch gegen die restlose Uebertragung des Sagversrhythmus auf die in diesem Band abgedruckten anderen ahd. Prosastücke habe ich schwere Bedenken. Zugegeben, dass die schwebende Betonung eine grosse Rolle spielen und vieles erträglich machen kann. Aber in dem Umfang, wie es bei Sievers erforderlich wird, scheint sie mir geradezu dem Zweck des „Sagverses“ zu widersprechen. Wenn (s. Metr. Studien § 62) bei Anwendung des Alliterationsverses die poetische Form neben dem Inhalt Selbstzweck ist, beim Sagvers aber aller Nachdruck auf dem Inhalt liegt, der gedächtnismässig eingepägt werden soll, und die Form nur dazu dienen soll, die Einprägung des Inhalts zu erleichtern, dann scheinen mir so massenhafte Ausbiegungen aus dem geläufigen Akzentschema der natürlichen Sprache nicht mehr tragbar. Beispiele aussergewöhnlicher Härte in einzelnen Zeilen liessen sich leicht

in grosser Zahl geben; man vergleiche etwa Bamberger Beichte 203. 241, Williram 13,5; 15,8. 11 u. a. Dass Williram, geschult an lateinischer Kunstprosa, Neigung zu einer rhythmischen Gliederung seiner Sprache hatte, ist längst beobachtet worden, und sein Verhältnis zur mittellateinischen Theorie des Cursus wäre wohl noch genauer zu untersuchen. So liesse sich feststellen, ob er über den Bereich der rhythmischen Prosa auf das Gebiet taktmässiger Gliederung der Sprache, d. h. zu wirklichem Versbau hinübergeschritten ist.

Alles in allem: das in diesem Band gesammelte Material stellt uns vor seine Reihe schwieriger Fragen und Erwägungen, eine abschliessende Lösung des Rätsels des Sagverses für unser deutsches Gebiet bringt es noch nicht.

Marburg.

Karl Helm.

Karl Wesle, Frühmittelhochdeutsche Reimstudien. Jena, Frommann. 151 S. 8°. (Jenaer germanistische Forschungen 9.) 1925.

Mit trefflicher Beobachtungsgabe, mit sicherer Kunst des Verfahrens, mit Umsicht und Vorsicht erörtert Wesle die Reime der frühmittelhochdeutschen Dichtung. Er wendet sich gegen eine mechanische Scheidung in reine und unreine Reime, bei denen vielfach die verschiedenen Gattungen der Reime nicht getrennt werden; er führt aus, dass gewisse Reime zwar uns unrein erscheinen, aber von jenen Dichtern in keiner Weise als anstössig empfunden werden, während andere zwar tatsächlich auftreten, aber doch sichtlich gemieden werden. Er fordert Vorsicht gegenüber sprachlichen Schlüssen, die aus den Reimen gezogen werden, er wendet sich gegen Datierungen auf Grund grösserer oder geringerer Zahl von unreinen Reimen, was freilich schon vor 40 Jahren auch geschehen ist, im Anschluss an die Frage nach dem zeitlichen Verhältnis von Eilhart und Veldeke. Im einzelnen untersucht er dann den Konsonantismus einsilbiger stumpfer Reime, die Endsilben-Reime, die Konsonanten im zweisilbigen Reim. Hier ist besonders wichtig, dass es Reimen bloss der Endsilbe in erheblich geringerem Umfang gibt, als man gewöhnlich annimmt. Ein zweiter Teil enthält eine Reimgrammatik zu Kaiserchronik und Rolandslied. Vielfach ergibt sich kritische Erörterung von Textstellen und manche einleuchtende Besserung.

Wo Fragen der Sprachgeschichte in Wesles Darstellung hineinspielen, habe ich allerdings mehrfach Bedenken. Bei *genoz* wird für den Plural eine endungslose Form und mehrere Formen auf -e verzeichnet. Es wäre zu sagen gewesen, dass die Form ohne *e* im Prädikat steht, wie das die Regel im Mhd.; das hat ja dem mhd. Wb. Anlass gegeben, geradezu ein Adj. *genoz* anzusetzen. S. 138 wird Eintreten des Imperativs „statt Konjunktiv im Nebensatz“ bei *tun* verzeichnet; es hätte heissen müssen: in mit *was* oder *wie* eingeleiteten Fragesätzen; aber das gehört überhaupt nicht in die Lehre von der Verbalflexion, ist vielmehr die bekannte syntaktische, mit griech.  $\alpha\lambda\theta\theta\delta$   $\rho\alpha\iota\eta\sigma\sigma\alpha\upsilon$  verwandte Erscheinung. Gänzlich unhaltbar ist der Abschnitt über „endungslose Adverbia“ S. 136. Hier erscheinen *ze aller erist*, *ze aller oberost*, als ob mit einer Präposition ein Adverb verbunden werden könnte; die Wendung erklärt sich dadurch, dass hier *ze* an Stelle von *at* getreten ist und dieses ursprünglich den Akkusativ regiert hat. *ubirlut*, wie es schon ahd. heisst, ist Zusammen-

rückung aus *ubar lut* (vgl. as. *obar hlust mihhil*, dazu Wiessner und Sievers, PBB 27, 40 und 41); *genuoc* ist adverbialer Akkusativ; ein älteres *ginuogo* hat es nicht gegeben. *gar* entspricht lautlich genau dem ahd. Adverb *garo*; dies kann auch adv. Akkusativ sein oder lautlich aus *garwo* entstanden, mit dem Schwund des *w* wie in *suozī*, as. *swoti*; nhd. *garawo* = mhd. *garwe* ist Neubildung. Befremdlich ist nur das mehrfach auftretende Adverb *gewis*; ich möchte glauben, dass es auf einen eingeschalteten eingliedrigen Satz und damit auf *daz ist gewis* zurückgeht.

Giessen.

O. Behaghel.

**Kaiser Karls Sage in Romanzen und Liedern.** Gesammelt und eingeleitet von Eduard Arens. Köln, Saaleck-Verlag. 1924. 253 S. 8°.

Hat in bodenständiger altd deutscher Dichtung Kaiser Karls Gestalt keine Rolle gespielt, ist nur in geringem Umfang französische Darstellung in mittelhochdeutsche übertragen worden, so hat die neuere Zeit ihm reichlich sein Recht angedeihen lassen. Es war ein hübscher Gedanke von Arens, an deutschen Romanen und Liedern mit Stoff aus der Karlssage zusammenzustellen, was ihm erreichbar war, darunter manches, was vielleicht auch dem Fachmann nicht gegenwärtig war, manches freilich auch aus mittellateinischer und französischer Dichtung übernommen oder von Modernen übertragen. Mit behaglichem Schmuzzeln liest man da etwa, wie Friedrich Schlegel seinen Helden schildert; tugendsam war dieser Kaiser auch im Essen und im Trinken. Wenig Brotes nur genoss er, nebst dem Viertel eines Widders. — Voran geht eine knappe Uebersicht über geschichtliche und sagenhafte Ueberlieferung von Karl dem Grossen. Kurze Anmerkungen über die Fundorte und die Urheber der Gedichte beschliessen das hübsche Bändchen. Bei Nr. 58 und Nr. 61 bezweifelt Arens, ob echte Volklied vorliegen; ich meine, es besteht unbedingte Sicherheit, dass das nicht der Fall ist.

Unpraktisch ist es, dass im Text die Gedichte nicht gezählt sind. So muss man, um zu einer Anmerkung zu gelangen, erst im Register nach der Nummer des Gedichtes und damit der Anmerkung suchen.

Giessen.

O. Behaghel.

**Hans-Friedrich Rosenfeld, Mittelhochdeutsche Novellenstudien.** I. Der Hellerwertwitz. II. Der Schüler von Paris. Palaestra 153. Leipzig, Mayer & Müller. 1927. X, 541 S. 8°.

Die mit umfassender Belesenheit, mit Gründlichkeit und sicherer Methode geführte Untersuchung besteht, wie die Ueberschrift angibt, aus zwei getrennten Teilen, die wieder, da von beiden Novellen verschiedene Fassungen vorliegen, in eine Reihe von einzelnen Abschnitten zerfallen. Die in Betracht kommenden Fragen werden für jede der Bearbeitungen eingehend erörtert: Ueberlieferung, Sprache, Metrik und Stil, Quellen, Person des Dichters, literarische Stellung und anderes. Die Texte der einzelnen Versionen sind kritisch hergestellt und durch ungemein reichhaltige, auf eindringender Literaturkenntnis beruhende Erklärungen und Parallelnachweise erläutert, die eine Fundgrube für mittelhochdeutschen Sprachgebrauch, Wendungen, beliebte Motive bilden. In den Abschnitten über Stoffgeschichte S. 122ff. und S. 171ff. wird der Inhalt der beiden Novellen in der Weltliteratur verfolgt. Hier eröffnet sich ein weiter Blick in die vergleichende Literaturgeschichte, und erstaunlich reichhaltig sind die Sammlungen aus dem schriftlichen und mündlichen Erzählungs- und Motivenschatz der verschiedensten Völker, wobei für die erste der beiden Novellen besonders

auch die mittelalterliche Exempelliteratur beigezogen und in ihrer literaturgeschichtlichen Bedeutung gewürdigt ist.

Die erste Novellengruppe, Der Hellerwertwitz, ist nach dem ersten der drei verwandten Gedichte (A, 782 Verse) betitelt (*diu helwertwize* in der Ueberschrift der Hss. *w i* und oft im Text, in v. d. Hagens GSA. II, Nr. 35 *Von den ledigen wiben* überschrieben, nach der Ueberschrift von Hs. d). Dieses hat zum Verfasser Hermann Fressant, der sich und seine Heimat Augsburg am Schluss V. 756ff. nennt. Rosenfeld hält ihn wohl mit Recht für gleich mit dem um 1350 urkundlich in Ulm nachgewiesenen Stadtschreiber gleichen Namens, der in jüngeren Jahren in seiner Vaterstadt das Gedicht verfasst haben mochte. Die Quelle, ein französisches Fabliau, hat der deutsche Dichter ethisch vertieft zu einem Preis der Frauentreue, ihm ist der moralische Gehalt das Wertvolle, dem französischen Dichter die Unterhaltung durch den Stoff (S. 27—37). — In gleicher Weise werden die beiden andern zugehörigen Fassungen B und C besprochen: B, der nur 102 Verse zählende Pfennigwertwitz (*pfenwertwize* V. 23, Lassbergs LS. I, 547ff.), ist verwandt mit der mittellenglischen Erzählung *A peniworþ of witte*; C (Hs. St. Gallen, abgedruckt von Baechtold, Germ. 33, 263f., 120 Verse), Das Säcklein Witz (*ein seklin . . . da ein pfennwert witz in sy*, V. 11—13), schöpfte wahrscheinlich aus einem lateinischen Exempel; der Schwerpunkt liegt ganz auf der Moral, die am Schluss breit auseinandergesetzt wird. Es ist, wie die andern Stücke der St. Galler Hs., ein bispel.

Die zweite Novellengruppe, Der Schüler von Paris, ist ebenfalls in drei verschiedenen Abwandlungen überliefert: M, die Münchener Fassung (Hss. obd., München und Karlsruhe [Bruchst.], thüringisch; W, die Wiener Fassung (Hss. bayr., Wien und Innsbruck), rheinfränkisch, wahrscheinlich hessisch; und die in v. d. Hagens GSA. I, Nr. 14 abgedruckte thüringische Fassung (Redaktion A, Ende des 13. Jhs., Hss. md., p Pommersfelden, b Bremen, f Frankfurt), mit der obd. (ostschwäbischen) Umdichtung (Redaktion B, Hs. h Heidelberg), die die md. Eigentümlichkeiten ins Obd. umgesetzt und den Text durch Motivierung und Ausmalung erweitert hat.

Die kritische Herstellung der Texte ist wohl durchdacht, wenn man auch bei manchen Konjekturen anderer Ansicht sein kann. Bedenken aber muss ich erheben gegen die Stellung, die der Verf. zu der überlieferten Schreibung einnimmt. Er berücksichtigt sie m. E. zu wenig, indem er oft das Lautbild dem metrischen System anpasst, obgleich dieses nicht durchaus alternierend ist, gegen die Hss. und gegen die tatsächliche Aussprache, besonders durch Zusammenschreibungen wie z. B. im Hellerwertwitz (S. 44ff.): *Swanch* 13, Hss. *wenne ich, wilch* 113. 403, Hss. *wil ich*, oder mit Anlehnungen von *si* (Nom. Ac. Si. fem., wo die Hss. sogar *sey* schreiben, also mhd. lang *i* voraussetzen): *begans* 290, Hss. *pegund sei*, *ers* 455 (aber im folgenden Vers wird *er sie* belassen, weil es in den regelmässigen Wechsel von Hebung und Senkung passt). Der Mundart entsprechend wäre besser mit den Hss. zu schreiben *tet si* statt *letes* 474, *versuoch si* 430 statt *versuoches*, *er diht si* 614 statt *dihtes*, vgl. auch V. 524. 716. 780; schwache *e* werden ja auch vom Dichter in den Reimen oft apokopiert (S. 6 f.). Eine Berechtigung für solche Zusammenschreibungen könnte allerdings in dem Reim *hals: kalls = kall ez* 568 gefunden werden, aber die Elision des schwachen *e* entsprach hier der Mundart des Dichters, ausserdem ist es ein bewusst gesuchter Reim (vgl. S. 9 „Die Neigung des Dichters, bisweilen einen etwas präziösen Ausdruck einfließen zu lassen“) und beweist nichts für die Elision des Vokals in *ich* oder *si* (*si*). Ob in *innerclicher* 272 wirklich eine Enklise von *-ir*, = *Sie gedachte innerclich ir* anzunehmen ist? Auffallend wäre syntaktisch die Nachstellung von *ir* statt, wie die Hss. lesen, *gedacht ir innerclicher* (bzw. *innichleicher*) (vgl. auch Verf. in den Anm. S. 80). Auch hier hat vielleicht der handschriftliche Text doch das Richtige und *innerclicher* wäre als Komparativ zu fassen: sie machte sich in ihrem Innern noch eine tiefere Hoffnung (als für einen Pfennig *witze* zu erhalten), oder auch: sie hatte noch einen tieferen Plan als er, der Gatte, wusste, nämlich: dass sich dann ihr Los durch die Lehre des klugen Mannes 276 zum Guten wenden wird. — *Zu karzin* 480 u. Anm. S. 84 s. *kawerzin* bei Lexer und im Mhd. Wb., DWb. 5, 373, Schmeller 1, 215f.

Schwieriger als für die obd. Novelle vom Hellerwertwitz, deren Hauptfassung (A) in obd. Hss. vorliegt, war es, für die md. Gedichte M und W der Novelle vom Schüler von Paris, wo nur obd. Hss. zu Gebote stehen, eine orthographische Norm